

Hans Eberstark

## VERBA VOLANT, SCRIPTA MANENT

## Dolmetschen und Übersetzen: Gemeinsamkeiten und Unterschiede

Der Kongress geht zu Ende, und der Präsident dankt dem Sekretariat, den Berichterstattern und "unseren hervorragenden Übersetzern oben in den Kabinen". Mancher standesbewusste Dolmetscher fühlt sich da, ohne es wahrhaben zu wollen, leicht peinlich berührt. Was hat der schillernde Wortkünstler in der Kabine mit dem unscheinbaren, grauen Bücherwurm am überladenen Schreibtisch gemeinsam? Tatsächlich haben beide Tätigkeiten sehr wohl die gleiche Funktion: die Übertragung von Informationen (messages) aus einer Ausgangssprache A in eine Zielsprache B. In vielen Sprachen tragen sie sogar die gleiche Bezeichnung, vom albanischen "përkthye" bis zum jiddischen "farta(j)ê'n". Die Definition ist die gleiche. Verschieden sind nur: der Übertragungsprozess, der Inhalt der Informationen; die Quelle; die Zielgruppe; der Kontext; die Sprache selbst - und damit die Funktion! Bei der Dolmetschung wird ein gesprochener Text in einen gesprochenen Text, bei der Übersetzung ein geschriebener Text in einen geschriebenen Text übertragen. Es gibt auch Übergangsformen: bei vielen Kongressen, vor allem Fachtagungen, verlesen Delegierte Referate, die der Dolmetscher vom Blatt weg zu übersetzen hat. Der umgekehrte Fall ist seltener, aber ebenfalls denkbar: Ein Reporter interviewt einen Prominenten, der in einer Fremdsprache spricht, und gibt sodann das Interview in seiner eigenen Sprache wieder, oder er stenographiert eine Rede mit, die er auf einer ausländischen Station hört und übersetzt sie folglich in seine eigene Sprache. Diese Zwischenformen wollen wir hier ausser acht lassen.

Die meisten Unterschiede lassen sich darauf zurückführen, dass bei geschriebenen Texten die "Träger-Dimension" räumlich, bei gesprochenen zeitlich ist. Das bedeutet: wenn der Leser den Text nicht auf Anhieb versteht, kann und wird er ihn noch einmal oder mehrere Male lesen; dem Zuhörer bleibt diese Möglichkeit versagt. Ein abgelesener Text lässt sich wegen der natürlichen Aufmerksamkeits schwankungen des Zuhörers in der Regel nicht zur Gänze erfassen; bei einer spontanen Rede kann der Zuhörer den unverdichteten Gedankengängen des Redners folgen, vor allem wenn dieser Wiederholungen einbaut, um die Tiefstellen der Aufmerksamkeitskurve auszugleichen. Im geschriebenen Text werden solche Wiederholungen oder auch Aufschlüsselungen als Verdünnung empfunden; beim schriftlichen Text wird der "Rückblick" des Lesers vorausgesetzt - Geschriebenes wirkt ja unelegant und unbeholfen, wenn eine gewisse Informationsdichte unterschritten wird. Das gilt sogar in funktionellen, d.h. auf die Verständlichkeit ausgerichteten Sprachen, wie z.B. Englisch, bei denen man sich bemüht, so zu schreiben, wie man spricht; wie wir später sehen werden, gibt es jedoch Sprachen, bei denen die geschriebene von der gesprochenen Form bedeutend abweicht, so z.B. Deutsch.

Im folgenden unterscheide ich als Parameter der Sprachübertragung: QUELLE, INHALT, ZIELGRUPPE, KONTEXT, FUNKTION, die SPRACHE selbst und die Person des SPRACHMITTLER.

Die QUELLE des Dolmetschers ist ein sprechender Mensch, zumeist ein Konferenzteilnehmer (im weitesten Sinne). Dem Sprecher ist daran gelegen (oder sollte daran gelegen sein), was er zu sagen hat, auch seinen anderssprachigen Zuhörern verständlich zu machen und sein Publikum zu überzeugen. In seinem Interesse liegt es, dem Dolmetscher seine Aufgabe so weit wie möglich zu erleichtern, damit er zur Erreichung dieses Ziels wirksam beitragen kann. Dementsprechend ist es die Aufgabe des Dolmetschers, den Informationsgehalt der Rede und auch die emotionellen Obertöne in der Form wiederzugeben, die der Delegierte selbst wählen würde, wenn die Kabinensprache seine Muttersprache wäre. Hieraus ergibt sich also die Funktion des Dolmetschers, auf die ich weiter unten näher eingehen werde.

Leider stösst man auch auf Delegierte, denen der eigentliche Zweck ihrer Ansprache - die Kommunikation - im Grunde völlig egal ist. Ihnen geht es vor allem darum, die eigene Stimme zu hören, einen schon seit langem (meist von anderer Hand) vorbereiteten Text abzuspulen, damit dieser mit Fug und Recht als Diskussionsbeitrag abgedruckt und zuhause vorgezeigt werden kann. Die Zuhörer sind Kulisse, nutzloses Beiwerk, die Dolmetscher verschwommene Gestalten hinter gleissenden Glasscheiben, die den Hauch der grossen, weiten Welt vermitteln. Wozu sich die Mühe nehmen, diesen anonymen Figuren Photokopien zukommen zu lassen? Was die in ihren Kabinen daher plappern, versteht ja sowieso kein anständiger Christenmensch ... Es ist Ausländisch, und solange aus den Kopfhörern irgendein Gemurmel dringt, ist alles O.K. Hauptsache, dass ich meine 17 Seiten in 10 Minuten unterbringe; wer sich für meinen Schrieb interessiert, kann das Ganze sowieso übermorgen oder in einem Monat oder in einem Jahr im Protokoll nachlesen.

Zu unserem Glück sind solche "Redner" die Ausnahme. Welche Aufgabe der Dolmetscher ihnen gegenüber hat, ob er ihnen überhaupt verpflichtet ist, ist eine Frage der berufsethischen Auffassung.

Nun zum Übersetzer. Seine QUELLE ist ein schriftliches Elaborat, das stark verdichtete geistige Erzeugnis eines Menschen, den er nicht sieht, nicht hört, meistens auch nicht kennt. Rückfragen sind in der Regel unmöglich. Dafür kann er zur Entschlüsselung des Textes auf Nachschlagwerke und andere Hilfsmittel zurückgreifen, die der Dolmetscher in seiner Kabine nicht aufstapeln kann und in den wenigen Sekunden, die ihm zur Verfügung stehen, auch nicht benutzen könnte. (Um so wichtiger ist für den Dolmetscher die Vorbereitung!) Der Übersetzer hört den Verfasser des Textes wie gesagt nicht. Er wird in seiner Arbeit nicht durch exotische Fremdakzente, Gemummel und Genuschel, technische Nebengeräusche gestört, seine Ohren werden nicht durch schrilles Feedback gemartert, dafür fehlt ihm aber auch das "Feedback" im übertragenen Sinne: Was ihm unklar ist, kann er nicht aus dem Stimmtönen, aus den "Schwingungen" der Tagung, aus vorhergehenden Beiträgen schliessen. Niemand korrigiert ihn, weder die Fachleute, die an der Tagung teilnehmen, noch ein erfahrener

Kabinenkollege. Er ist im leeren Raum auf sich allein gestellt. Er arbeitet in "splendid isolation".

Der INHALT. Auch die Art der Texte ist verschieden. Kataloge, Gebrauchsanweisungen, Zeitungsartikel, Romane werden niemals gedolmetscht. Konsekutiv gedolmetscht werden Tischreden, Verhandlungen, Führungen, gelegentlich Redaktionsausschüsse und, zusehends seltener, Vorträge, evtl. mit anschliessender Diskussion. Simultan gedolmetscht werden die meisten mehrsprachigen Konferenzen, Ansprachen und Vorträge. Gedolmetscht und/oder übersetzt werden Fachreferate. Aus dieser unterschiedlichen Thematik ergeben sich ebenfalls wesentliche Unterschiede im Stil, in den Arbeitsbedingungen, in der Aufgabenstellung.

Die ZIELGRUPPE. Die Zuhörerschaften bei Tagungen sind ihrer Art nach sehr verschieden, der Dolmetscher weiss aber meistens, für wen er arbeitet. Er kann und soll sein "Produkt" den Erfordernissen und Wünschen seiner "Abnehmer" anpassen.

Der Übersetzer tappt auch hier wieder im dunkeln. Wer sind seine Leser, was erwarten sie, was wünschen sie? Einen einfachen, für jedermann verständlichen Stil? Oder den ihnen vertrauten Fachjargon, den sie leichter begreifen und der auch Stenogrammfonktion hat? Graphische, farbvolle Wendungen, die den Leser aufhorchen lassen? Oder alltagsgraue, unauffällige, geläufige Klischees? Eine getreuliche Reproduktion des persönlichen Stils des Autors auch - oder gerade - wenn dieser exotisch anmutet und den Leser auf Nebensächlichkeiten ablenkt? Oder idiomatische Wendungen, die verständlicher sind und nicht verschmoeckt wirken, aber nach Ansicht einiger Kritiker den Stil des Autors verfälschen? Und in welche Lokalsprache soll er die Umgangssprache übersetzen? Deutsch, österreichisch oder schweizerisch? Englisch oder amerikanisch? Spanisch oder Lateinamerikanisch? Was den einen Leser heimisch anmutet, stösst dem andern sauer auf. Auch wenn man sich an den Stil des Originals hält, sind Dilemmata dieser Art oft unvermeidlich.

Der KONTEXT ist beim Konsekutiv- und Simultandolmetschen etwas verschieden. In beiden Fällen steht aber der Dolmetscher unter Zeitdruck: er kann und darf Übertragung nicht des langen und breiten auswalzen.

Bei Konsekutivdolmetschungen warten die Zuhörer oft ungeduldig auf den Schluss, damit sie sich wieder ihrem Essen, ihren Getränken, ihren Privatgesprächen zuwenden können. Die Tischrede ist ein unvermeidliches Uebel, je schneller man sie hinter sich hat, desto besser. Unter solchen Umständen ist es geradezu sadistisch, wenn der Dolmetscher die Rede in die Länge zieht. Er darf nicht labern.

Bei Simultandolmetschungen kann sich der Dolmetscher lange, blumige Ausschmückungen nicht leisten. Er muss ständig raffén, um mit dem Redner Schritt zu halten, besonders wenn er aus einer kurzen, prägnanten Sprache (z.B. Englisch) in eine langatmige Sprache (z.B. Deutsch, Italienisch oder Russisch) dolmetscht.

Bei schriftlichen Texten (ausser wenn drucktechnische Erwägungen entgegenstehen) wird es meist als gegeben angenommen, dass die Übersetzung länger als das Original ist - besonders wenn dieses Wörter

enthält, die in der Zielsprache umschrieben werden müssen (und wie der Zyniker hinzufügen könnten - wenn für das Honorar die Länge des übersetzten Textes massgebend ist).

Die FUNKTION. Die Aufgabe des Dolmetschers wurde oben (im Abschnitt "Quelle") umrissen. Sie ist demnach eine reine Kommunikationsaufgabe: er hat dafür zu sorgen, dass die Information, das Was und das Wie, beim Zuhörer ankommt, - und damit basta.

Der Übersetzer hat darüber hinaus eine Archivierungsaufgabe: *scripta manent*. Deshalb werden an ihn Forderungen gestellt, die mit der Verständlichkeit des Textes nichts - aber auch gar nichts - zu tun haben, unter Umständen diesem Postulat sogar zuwiderlaufen können. Er darf sich vor dem Sprachpedanten nicht blamieren, der sein Werk mit Lupe oder Lauskamm auf Sprachverstösse, ungeschickte Formulierungen, Ungereimtheiten, doppeldeutige Fürwörter oder Relativsätze, usw. prüft. Was kurz und bei gutem Willen ohne weiteres verständlich ist, ist nicht immer zulässig. Überdies muss er die Titel von Organisationen, Gesetzen, angeführten Schriften, usw. genau wiedergeben. Wie heisst die ISO auf deutsch: Internationale Normenorganisation? Internationale Normungsorganisation? Internationale Organisation für Normung? Organisation für internationale Normung? Für den Dolmetscher eine nahezu irrelevante Frage: Wird ein Vertreter dieser Organisation begrüsst, wird er zitiert oder wird ihm das Wort erteilt, so wird er sie auf jeden Fall wiedererkennen - sonst hätte er ja in ihr nichts zu suchen!

Der Übersetzer kann mit der Suche nach der richtigen Bezeichnung Stunden verlieren. Ein Schriftstück, das auch in der Zielsprache vorliegt, wird im Original zitiert, - eine ausreichende Quellenangabe. Für den Übersetzer bedeutet das den Anpfiff zu einem langwierigen "paper chase". - und eine verschämte Klammer oder Fussnote - "Rücküb." ist das Eingeständnis, dass der Übersetzer hier versagt hat. Über Unzulänglichkeiten der Zielsprache kann sich der Dolmetscher oft unbekümmert hinwegsetzen, wie das Flugzeug die Zollschränken überfliegt. Der Übersetzer muss sich dagegen ständig mit Problemen herumschlagen, etwa wenn das gleiche Eigenschaftswort sich auf Hauptwörter bezieht, die in der Zielsprache nicht das gleiche grammatikalische Geschlecht haben ("der unaufhaltsame Zerfall (m) und Störung (f)"). Nützliche Plurale, z.B. "policies", fehlen. Gebraucht man sie dennoch, ("Politiken"), beginnt der Pendant zu nörgeln: "Oh, wie greulich!" Ausserdem muss der Übersetzer gewisse ästhetische und quasi-ästhetische Forderungen erfüllen: die Wiederholung des gleichen Wortes gilt in vielen Sprachen als unschön - entgegen dem logischen Postulat "Gleicher Begriff, gleiche Bezeichnung". Dabei bietet sich gerade die mehrfache Wiederholung des gleichen Wortes, der gleichen Wendung dem Dolmetscher als äusserst wirksames Stilmittel an.

Die SPRACHE. Damit sind wir schon beim nächsten Parameter, der Sprache selbst.

In der geschriebenen Sprache ist der Wortschatz nuancierter. Er muss es sein: Wortschatz und Satzfügungen sind das einzige Stilmittel, das dem Schreibenden zur Verfügung steht (wenn man das

dadaistische Druckexperiment ausklammert). Dem Dolmetscher hingegen steht eine reiche Palette aussersprachlicher Ausdrucksmittel - Pausen, Stimmtön, Stimmhöhe, Lautstärke - zu Gebote. Die wenigen einschlägigen Schriftzeichen sind auch nur dürftige Hilfsmittel und können daher nur sparsam eingesetzt werden. Kein Übersetzer schreibe etwa einen Satz wie "Auf so eine "Förderung" (??!) können wir mit hmmmmm *Gleichmut* verzichten ... (!)". Schriftliche Ergüsse mit einer derartig kreativen Zeichensetzung findet man bestenfalls in psychiatrischen Heil- und Pflegeanstalten.

Diese Unterschiede zwischen Schrift- und Sprechsprache sind naturgegeben und finden sich fast überall, darüber hinaus haben sich in einigen Sprachen die gesprochene und die geschriebene Variante - oder noch richtiger gesagt, Formal- und Umgangssprache - völlig auseinanderentwickelt. In der Regel ist diese Diskrepanz umso grösser, je hierarchiebewusster das Sprachvolk ist. Mit Änderung der soziologischen Verhältnisse schwindet mit der Zeit auch diese krankhafte Erscheinung. Man vergleiche etwa das stocksteife Schwedisch der Jahrhundertwende mit dem hemdsärmeligen Stil von heute.

Leider gehört auch das Deutsche zu den Sprachen, in denen sich die Radfahrermentalität ("oben buckeln, unten treten") vergangener Generationen getreulich niedergeschlagen hat. Deshalb ist die Schriftsprache nicht nur durch Stil- und Wortschatznuancierungen gekennzeichnet, die die Ausdrucksweise bereichern und die Kommunikation verfeinern, sondern auch durch die Elemente, die die Verständigung beeinträchtigen. Diese funktionswidrigen Wesenszüge lassen sich zum Teil aus der historischen Entwicklung erklären.

Im Mittelalter unterschied sich der Gebildete vom Volk dadurch, dass er des Lateins kundig war. Nachdem die deutsche Sprache in die Universität Eingang gefunden hatte, gingen die Scholaren daran, die Schriftsprache durch barocke Verschlingungen, Schachtelsätze und Verwendung nebelhafter Abstrakta dem Verständnis der Ungebildeten zu entziehen und damit den Abstand zum gemeinen Volk zu wahren. Ihr hochgelahrtes Gemauschel war nur dem Eingeweihten verständlich und konnte demnach - wie ehemals das Lateinische - als Bildungsnachweis dienen. Im übrigen: wer schrieb denn damals? Vor allem der "Schreiber", d.h. der Kanzleibeamte, der farbvolle Wendungen und alles "Vulgäre" geflissentlich vermied, denn er gehörte ja nicht zur "misera plebs". Ausserdem wurde er nach Zeilen bezahlt, und Schwulst und Schnörkel brachten klingende Münze ein. Als loyaler Diener seines Herrschaftssystems fühlte er sich auch verpflichtet, sein Geschreibsel durch kunstvoll verschlungene Huldigungen an hochdero Exzellenzen und Eminenzen anzureichern. Diese ehrwürdige Tradition wurde von der Schule bis in die jüngste Zeit liebevoll gepflegt. Noch unsere Väter wurden mit Schulaufgaben beglückt, die wie die Stange Wurst beim Metzger nach Länge bewertet wurden, z.B. Aufsätze von mindestens 15 Seiten über "Heldentum und Entsagung bei den Frauengestalten Goethes". Nicht auf Prägnanz und Bündigkeit kam es dabei an, sondern auf Fleiss und Schweiss.

Zur Bildung gehört auch die Höflichkeit, die sprachlich in der

Einfügung redundanter Wörter Ausdruck findet, die nicht dem Grundzweck der Kommunikation dienen. Formale Höflichkeit wird ja zum Teil durch Durchbrechung des ökonomischen Prinzips "maximale Leistung bei minimalem Aufwand" bekundet. Die soziologischen Gründe hat Thorstein Veblen in seinen Ausführungen über "conspicuous consumption" und "conspicuous waste" (Protzverbrauch und Protzvergeudung) aufgerollt. "Nehmen Sie Platz!" ist höflicher - und langatmiger - als "Hinsetzen!" oder gar "Sitz!". Noch höflicher - und noch langatmiger - ist sicherlich "Bitte schön, Herr Oberingenieur, wollen Sie uns doch vielleicht die Ehre antun, bei uns Platz zu nehmen. Machen Sie es sich ja nur recht bequem!".

Ein weiterer Aufschwemmungsfaktor ist der Euphemismus, die Verschleierungsethik. Was gesprochen wird, verhallt im Nichts; was geschrieben steht, kann vom Entrüstungswilligen, der den Stein des Anstosses sucht, immer wieder gelesen werden, und es kränkt ihn jedes mal aufs Neue. Darum ziemt es sich, alles was verletzen könnte, durch Wattewörter zu dämpfen. Deshalb gibt es in der Schriftsprache auch keine "Alten", sondern nur "ältere Menschen", "Betagte", "Bejahrte" oder "Menschen in vorgerücktem Alter". Die Dummen sind-trotz Sprichwortweisheit - längst ausgestorben, sie haben sich zu "Geistig Minderbegabten" verwandelt. "Rotzbälger" werden zu "verhaltensgestörten Kindern", Säufer zu "Alkoholikern" oder "Alkoholkranken", u.dgl.m.

Ein weiteres Entartungssymptom der Schreibsprache ist der lapidare Nominalstil. Er verleiht dem Geschriebenen Sachlichkeit, die nüchterne trockene Sachlichkeit des Warenkatalogs, der Auflistung. Verben, echte Vollverben gären und brodeln, sie sind nicht abgeklärt. Ausserdem kann man sich bei ihrer Verwendung leicht vergreifen. Sie werden daher im geschriebenen Text tunlichst vermieden und durch blasse Scheinverben ("tätigen", "darstellen", "durchführen", etc.) ersetzt, die den eigentlichen Sinnträgern, den gewichtigen, monumentalen Nomina als kraftlose Anhängsel angekleistert werden.

Der Gebildete will aber nicht nur kalter Roboter sein, als Mensch hat er auch Gefühle und weiss, was er der holden Poesie schuldet: Die an den Tag zu legenden Gefühlshaltungen werden durch Eigenschaftswörter bekundet. Die Wahl dieser Adjektiva ist durch Klischees vorgegeben, um die ungeschriebenen Gesetze der Wohlanständigkeit nicht zu verletzen. Daher die "verabscheuenswürdige Apartheidspolitik", aber beileibe nicht die "widerliche Apartheidspolitik" oder gar "die Apartheid - eine Politik bei der einem das Kotzen ankommt".

Der Schreibende, der Zeit und Begabung hat, seine geistigen Erzeugnisse zu überdenken, strebt eine nuancierte Ausdrucksweise an. Weniger Begabte wollen es ihm gleichzutun, sobald sie zur Feder greifen, es gelingt ihnen aber nicht ganz. Da diese weniger Begabten in der Mehrheit sind, haben sie der geschriebenen Sprache ihren Stil aufgeprägt: Daher die vielen Pseudo-Nuancierungen. Einfache, handfeste Verben wie "sein", "haben", "tun", "geben", "machen" werden in der geschriebenen Sprache durch "Krawattenwörter" wie "vollziehen", "besitzen", "vollstrecken" u.s.w. ersetzt. Krawattenwörter: Völlig unnützer Zwangszierat, der aber zur Schau gestellt werden

muss, weil der Stil sonst ungepflegt wirkt. Der Übersetzer muss sich wohl oder übel fügen, er muss mit der Wölfen heulen, er muss sich den verbalen Kulturstrick umbinden, auch wenn er ihm in die Suppe hängt und die Freude am Essen verdirbt.

Martin Luther, der "dem gemeinen Volk aufs Maul schaute", sagte einst: "Hier stehe ich. Ich kann nicht anders. Gott helfe mir!" Heute müsste man schreiben: "In Anbetracht dessen, dass mir unter den gegebenen Umständen keine andere Alternative offensteht, blieb mir nichts anderes übrig als die Stelle, an der ich mich eben jetzt befinde, als meinen derzeitigen Standort zu beziehen. Nachdem ich diese Sachzwänge meine Handlungsweise bestimmen liess, kann ich nur hoffen, dass mir der Allmächtige seinen Beistand nicht versagen möge." - Und wie könnte sich der Allmächtige so beredten Worten verschliessen?

Unsere Vorfahren meinten: "Der dümmste Bauer hat die grössten Erdäpfel". Warum so grob, so primitiv, so ungeschliffen? Nein: "Langjährige Beobachtungen haben erwiesen, dass beim Kartoffelanbau die Kollengrösse nicht, wie man erwarten würde, zum Input an agronomischem Knowhow in direkter Korrelation steht, sondern vielmehr, dass gerade bei Landwirtschaftstreibenden, denen es an den entsprechenden bildungs- und wissensmässigen Voraussetzungen am meisten gebricht, der Ertrag - gemessen an Gewicht und Umfang des Einzelknollens - zumindest quantitativ am günstigsten ausfällt."

Auch andere Schreibsprachen werden von der Bläse des Pedanten angekränkelt. In Frankreich hat z.B. die "Académie française" die Schriftsprache jahrhundertlang rigoros "sterilisiert" - im doppelten Sinne: reingehalten und kastriert. Die farbvollsten, ausdrucksfähigsten Wendungen wurden aus der Schrift verbannt, ohne dass sich die hehren Geister herabliessen, einen gleichwertigen Ersatz vorzuschlagen. Nur dem Genie der französischen Sprache ist es zu verdanken, dass es ihnen nicht gelungen ist, die Sprache völlig abzuwürgen. Bei der einstmals blühenden Fülle von Dialekten und Patois hatten sie mehr Erfolg: Die meisten leben nur mehr in den Dialektwörterbüchern weiter.

Nach diesen galligen Auslassungen zwei Einschränkungen, um den Kurs zu begradigen.

Erstens: ich habe stets zwischen Schreib- und Sprechsprache unterschieden. Richtiger wäre es, den Trennungsstrich zwischen Formal- und Umgangssprache zu ziehen. Da der Dolmetscher zumeist bei formellen oder quasi-formellen Anlässen seines Amtes wirkt, färbt die Schreib- auf die Sprechsprache ab. So ist der Unterschied zwischen Dolmetscher- und Übersetzersprache nun doch nicht so ganz krass. Auch der Dolmetscher sagt: "Es bereitet mir eine grosse Freude, Sie hier bei uns begrüssen zu können, und ich wünsche Ihnen einen angenehmen Aufenthalt" und nicht "Es freut mich, dass Sie da sind. Ich hoffe, es wird Ihnen hier gut gefallen." Trotzdem wird jeder, der aus Dolmetschungen ein schriftliches Protokoll erarbeiten musste, meine Ausführungen im wesentlichen bestätigen.

Zweitens: dem Dolmetscher kommen, im Gegensatz zum Übersetzer, Schwulst und Schnörkel der QUELLSPRACHE bei seiner Arbeit zugute.

Während sich z.B. lateinamerikanische Redner in blumigen Lobesworten ergehen, kann er in aller Seelenruhe das wuchernde Wortgestrüpp abkappen, und gewinnt auf diese Weise wertvolle Zeit für die Wiedergabe des Sinns der eigentlichen Rede.

Der SPRACHMITTLER. Aus der Unterschiedlichkeit der beiden Formen der Sprachübertragung ergibt sich, dass Übersetzer und Dolmetscher zwei völlig verschiedene Menschentypen sind. Zweifellos kann ein Dolmetscher nebenher ein ganz hervorragender Übersetzer sein und umgekehrt, meist fühlt sich aber jeder der beiden in der ihm fremden Tätigkeit irgendwie unbehaglich.

Den Übersetzer stört es, dass ihm in der Kabine in aller Hast sofortige Entscheidungen abverlangt werden; viel lieber würde er an seinem Text herumfeilen, und sein Selbstgefühl leidet, weil der den Eindruck hat, dass er ständig fehlerstrotzende Formulierungen von sich gibt. Das alles könnte man doch viel besser ausdrücken, wenn man nur ein bisschen mehr Zeit hätte!

Der Dolmetscher, der über einer Übersetzung brütet, fühlt sich wie ein Vogel, dem die Flügel gestutzt wurden und der jetzt mühsam dahin hopsen muss, - oder wie ein Autofahrer, dessen Wagen in Reparatur ist. Eine Stunde braucht er um niederzuschreiben, was er in zehn Minuten sagen könnte, - und dann fängt erst noch das langwierige und langweilige Gefitzel und Geschnitzel an. Wozu das alles? Sein erster Wurf ist durchaus klar und gibt genau wieder, was der Verfasser meint. Auf die schlagfertigsten Ausdrücke, die ihm einfallen, muss er verzichten, weil die in der geschriebenen Sprache nicht salonfähig sind. Die "Krawattenwörter" würgen ihn am und im Hals, und ständig leidet er darunter, dass er sich eines Stils befleissigen muss, der nicht sein eigener ist.

Der Übersetzer muss seine Eingebung ständig infrage stellen. In erbarmungsloser Selbstkritik ringt er sich mühsam zum richtigen Ausdruck durch - ohne dass das Endprodukt die Mühsamkeit der sprachlichen Gestaltung verraten, nach Arbeitsschweiss riechen darf. Und wenn er dann nach einigen Monaten das Ergebnis seiner Anstrengungen wieder zu Augen bekommt, greift er sich an den Kopf und rauft sich die Haare: Wie konnte ich nur so etwas Unbeholfenes, Unbedarftes zusammenschmieren?

Der Dolmetscher muss von seiner ersten Eingebung überzeugt sein und diese mit der Selbstsicherheit des Schauspielers oder Schaustellers den Zuhörern so darbieten, als wäre es die beste, die einzige Übersetzung. Er hypnotisiert seine Zuhörer, er reisst sie mit; jedes ungewollte Zögern stellt den Erfolg der Hypnose in Frage.

Der echte Übersetzer ist ein Perfektionist. Jeder Fehler, jede Unzulänglichkeit seines Werks stört ihn wie ein Steinchen im Wanderschuh.

Der echte Dolmetscher ist ein "Perfektionierer". Er ist sich bewusst, dass er Fehler macht, aber sie berühren ihn nicht. Im Gegenteil: es freut ihn, wenn er im Verlauf der Konferenz der richtigen Lösung immer näher kommt, indem er mit gespitzten Ohren auf die Formulierungen der Teilnehmer und des Kabinenkollegen achtet und sie geschickt in seine Dolmetschung einflieht. Ständig lernt er etwas



dazu ...

Und seine Aufgabe ist auch dankbarer: übersetzt er von zehn Fachausdrücken drei richtig, fünf verständlich, aber unidiomatisch, und zwei völlig falsch, wird ihm höchstes Lob zuteil. Dem Fachmann fallen nur die richtigen Übersetzungen auf und über die anderen hört er hinweg, oder er korrigiert sie automatisch auf dem Weg vom Ohr ins Gehirn. Er kann es kaum glauben, dass der Herr in der Kabine nur ein Allerweltdolmetscher und nicht ein ... (Bienenzüchter, Pulvermetallurg, Völkerrechtler, etc.) ist. Der Übersetzer, der im gleichen Text sieben Fachausdrücke richtig übersetzt, zwei unidiomatisch, aber verständlich umschreibt und einen verhaut, muss sich sagen lassen: "Wie konnten Sie nur "Z" mit "XXX" übersetzen? Man merkt, dass Sie von ... keinen blauen Dunst haben! Übersetzungen in unserem Fach sollte man doch nur Könnern und nicht Pfuschern wie Ihnen anvertrauen!"

Die Folge: der Übersetzer ist zutiefst von seinem eigenen Unwert, der Dolmetscher von seinem eigenen Wert überzeugt. Nach 20 Seiten am Tag ist der Übersetzer geschafft, während der Dolmetscher nach einem vollen Tageswerk froh und frisch nachhause kommt, zu neuen Taten bereit.

Darum auch die Diskrepanz zwischen den beiden Berufen punkto Entlohnung und Ansehen. Der Dolmetscher kann seinem Kunden sagen: "Der Tarif ist ... Dollar. So viel muss Ihnen meine Leistung wert sein. Ist Ihnen aber mein Honorar zu teuer, so suchen Sie sich besser einen Amateur. Am Fiasko Ihrer Konferenz sind Sie dann selber schuld." Der Übersetzer arbeitet Tage und Nächte durch. Er schwitzt Blut, und fragt sich am Ende, ob er wirklich das Recht hatte, soviel zu verlangen. Er übersetzt Bücher und gibt sich mit einem Honorar zufrieden, das auf Arbeitszeit umgerechnet weit unter dem Stundenlohn eines Facharbeiters liegt.

Zwei grundverschiedene Tätigkeiten, und doch: jeder gewinnt, wenn er sich zeitweilig ins "Exil" begibt. Der Übersetzer gewinnt -nach qualvollen Stunden und Tagen- Selbstvertrauen. Er legt sich einen Grundstock an Äquivalenten zu, die als Ansatzpunkt oder sogar als definitive Lösung brauchbar sind und beschleunigt so sein Arbeitstempo. Der Zeitdruck beim Übersetzen lastet weniger auf ihm, nachdem er den Zeitdruck beim Dolmetschen kennengelernt hat.

Der Dolmetscher bereichert seine Wortpalette. Er gibt sich nicht mehr mit den dürftigen, eintönigen Formulierungen zufrieden mit denen er bis dato sein Auslangen gefunden hat. Er lernt Arbeitsdokumente intensiv zu lesen und weniger vertraute Ausdrücke in seinen Wortschatz aufzunehmen. Er lernt seinen Stil, seine Wortwahl zu variieren und den verschiedenen Rednern anzupassen. Durch die harte Disziplin des Übersetzens lernt er Bescheidenheit und baut den selbstzufriedenen Hochmut ab, der ihm den Weg zum Lernen, zum Mehr-Wissen verbaut.